

Hinten wie vorne!

Autor(en): **Stumm, Reinhardt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2006)**

Heft 2: **Juden in Basel : Theodor Herzl und der Basler Zionistenkongress : von Israeliten und Antisemiten : das Flüchtlingslager im Sommercasino**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reinhardt Stumm:

Hinten wie vorne!

Dernier cri ist ja immer noch, wenn mir nicht ein noch jüngerer entgangen ist, der «Event». Alles ist Event – ein Wort wie aus Gummi, das sich begehrlig und willig der «Wellness» oder dem «Sale» anfügt, das uns aus jedem Ausverkaufsfenster entgegenbrüllt. Inzwischen gehen dem «Sale» schon wieder die ersten Haare aus. Macht nichts, es wird sich rasch Neues finden. So wenig Schweizer in der Regel für die Fremden übrig haben, so versessen sind sie doch auf das Fremde. Früher mochte es (die guten Gründe dafür lagen und liegen nahe) das Französische sein. Heute ist es Englisch. Oder besser: Amerikanisch, das die Engländer auch immer weniger verstehen.

Hilft nichts. Gelegentliche Seufzer von Menschen, denen Sprache noch nicht ganz und gar gleichgültig ist, werden so beiläufig abgetan, als handele es sich um Heuschnupfen. Wir leben mitten in dieser Welt und nicht nebenan. Bewegung ist alles. Was rastet, das rostet.

Ganz abgesehen davon, dass es ja auch ganz kraftvolles, lebendiges Deutsch gibt, dem amerikanische Einfuhren das Wasser nicht reichen können. Dessen ist sogar das Fernsehen mächtig, wie jene junge Dame bewies, die als Deliktsumme eines Bankraubs «dreihundert schlappe Millionen» bekannt gab. Die Polizei suche jetzt, wo «die Kohle» geblieben sei.

(Eigentlich wollte ich über das Theater schreiben – über beschimpfte Kritiker, anmassende Regisseure, missbrauchte Autoren und verstörte Zuschauer, über Provinz als Kulturkonserve, wo Besucherzahlen ein lesbarer Indikator der Beziehungen zwischen Publikum und Theater waren und sind, weil nicht jede Marotte, jeder Einfall, jede Dummheit, jede sinnlose Schmierigkeit und Brutalität als künstlerischer Aufbruch und Emanzipation gepriesen, nicht jede Ablehnung als gestrig, kleinbürgerlich, verhockt, spiessig und ahnungslos verurteilt wird. Weil wegbleibendes Publikum auch ausbleibende Legitimation ist. Darüber schreib mal!)

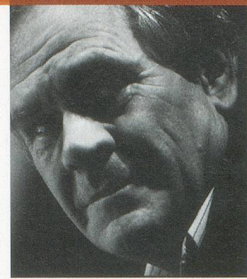
Wo waren wir? Importierte Vokabeln! Eine Art Hemmschwelle dafür war für mich früher immer das Feuilleton. Tempora mutant! (Das ist ein halbes lateinisches Sprichwort, heisst auf deutsch «Die Zeiten ändern sich», die andere Hälfte heisst «nos mutamur in illis» – wir ändern uns mit ihnen –, die brauchen wir aber hier nicht).

Vom Reklameteil über die Lokalseiten in den Kulturteil, das war mal ein langer Weg, auf dem sich manche spektakuläre Albernheit den Hals brach – es war ein langer Weg, er ist es nicht mehr! Inzwischen scheint mir manchmal, als sei es schon umgekehrt. Nicht nur hemmungslos, auch ungekonnt, was gelegentlich sehr komisch ist, für Karl Kraus-Leser freilich nichts Besonderes. Von ihm ist die unvergessliche Einsicht: Ein Journalist muss nicht nur nichts zu sagen haben, er muss auch unfähig sein, es auszudrücken.»

So verdanken wir dem Feuilleton die mittlerweile nicht mehr auszurottende Effektivität – und die dauernde Verwechslung von effektiv und effizient, Prunkstücke sprachlichen Unsinn. Wenn es das Wort Effektivität wirklich gäbe, müsste es ja Tatsächlichkeit bedeuten. Gemeint ist aber fast immer Wirksamkeit. Die müsste dann freilich Effizienz heissen, vom englischen «efficiency». Alles klar? Dann vertiefen sie sich mal in den bunten nächsten Kulturteil.

Die Süddeutsche Zeitung berichtete (am 27. Februar des Jahres) von einer Aktion «Lebendiges Deutsch», die Gegensteuer geben möchte. Sie wendet sich nicht gegen die unentbehrliche Weltsprache Englisch, wohl aber gegen die deutsche Unart, sich in dem Mass, wie man sich für die eigene Sprache geniert, der fremden anzubiedern. Die deutsche Unart, das dürfen wir in diesem Fall ausnahmsweise und ohne weiteres auch für uns in Anspruch nehmen.

(Das Theater geht mir nicht aus dem Kopf. Wie kann Spiegel-Kulturchef Wolfgang Höbel (11/2006), satt, wohlgenährt, mit allen Segnungen modernster bürgerlicher Kultur allerbestens versehen, in der Revolte gegen die Auswüchse des so genannten Regietheaters nichts als die Sehnsucht der Theatergänger nach einer neuen Bürgerlichkeit finden und verurteilen? Weil es für ihn was zum Spielen im Kopf ist? Weil ihn das so wenig betrifft wie der Preis der Frühstückseier? Höbel: «Es ist eine merkwürdige, erbitterte Abneigung, die sich da artikuliert: gegen die Zumutungen des modernen Theaters, wo (so die Reizvokabeln) «Müll und Trash», «Blut und Hoden», «Gewalt und Sperma» regieren. Herbeigesehnt wird ein schmutzfreier Rückzugsort fürs Wahre und Schöne der Kunst.»



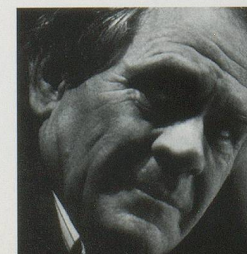
Was ist denn daran merkwürdig? «Die Männerwelt, die Thalheimer vorführt, besteht aus testosterongesteuerten Monstern, die, wenn sie nicht gerade über das Mädchen Rose Bernd herfallen, in stets kopulierenden Bewegung sind... alles geht in Gebrüll unter» (Tages-Anzeiger, 13. März 2006, über Michael Thalheimers «Rose Bernd» in Hamburg). Wie soll ich mich da nicht wegsehen, lieber Herr Höbel, wenn es auf der Bühne genauso zugeht wie bei mir in der Küche?)

Ach ja, das Wörterbuch. Zitiert wird in der Süddeutschen Zeitung eine Untersuchung unserer Werbung, die ergab, dass fremdsprachliche Übernahmen einem Drittel der Angesprochenen regelmässig unverständlich bleiben. Doppelseitige Anzeigen für «Colonial – Reliable Casual Goods» in unseren Tageszeitungen mögen das dieser Tage belegen. Was heisst das?

Im schlimmsten Fall verstehen gerade 8% das Gemeinte, berichtet unsere Untersuchung. Ist das nicht ein ungeheurer Streuverlust der Werbung? Offenbar nicht. Die sind ja nicht zu blöd, um das nicht zu wissen. Sie wissen genau, dass es schick klingt und was schick klingt, reizt.

Die Rheinisch Westfälischen Elektrizitätswerke RWE änderten ihren Werbespruch «One group. Multi utilities». Er heisst jetzt «Alles aus einer Hand». Klingt eigentlich ganz gut, auch wenn es nur deutsch ist. Verständlich ist es zudem.

Umgekehrt ist auch verkehrt. «Update successfully» meldet mein PC bei jedem Start – und bei jedem Start gleich falsch. Wenn schon englisch, sollte man es vielleicht noch können. Es muss natürlich «successful» (Adjektiv) heissen und nicht «successfully» (Adverb). Ein «successful update» ist von der Sache her durchaus dasselbe wie «successfully updated», aber nicht grammatisch. So falsch, sollte man denken, müsste das doch eigentlich kontraproduktiv sein – das Gegenteil des Gewollten bewirken, oder? Oder etwa doch nicht?



Gehen Sie doch mal wieder ins Theater! Das hatte ja auch mal was mit Sprache zu tun.